

Zeitansage in Freising zum Reformationstag 2015

Björn Bicker

Was glaubt ihr denn!?

Warum wir dringend neue Bilder brauchen

Meine sehr verehrten Damen und Herren, lieber Herr Dekan Hauer, ich bedanke mich sehr herzlich für die Einladung nach Freising. Es ist mir eine große Freude, heute hier am Reformationstag 2015 eine Zeitansage wagen zu dürfen.

Das Motto des Lutherjahres 2015 „Bibel und Bilder“ und die Aufforderung sich mit der Sprache und der Macht der Bilder auseinander zu setzen scheint in einer Welt, die zunehmend von Bildern beherrscht wird, sehr fundamental, zumal in einer Welt, die eigentlich nur noch aus Bildern besteht, in der hemmungslos mit Bildern und Erzählungen Politik gemacht wird.

Die politischen Ereignisse der letzten Monate haben mich enorm bewegt, haben mich in Unruhe versetzt. Mir kommt es vor, als wäre ein Schleier weggerissen worden. Plötzlich sehen und erleben wir alle, was los ist auf der Welt. Und wir können die Augen gar nicht mehr schließen. In Zeiten von facebook und twitter und google earth findet der Krieg in Syrien in unserem Vorgarten statt. Ich weiß, das ist ein hilfloses Bild für eine Situation, die viele seit Jahren vorausgesagt haben. Dort stehen jetzt die Menschen, die sich und ihre Familien vor Fassbomben, Kampffjets, Heckenschützen, der Brutalität eines Diktators und seiner Helfer, vor Terroristen, religiösen Eiferern und dunkler Perspektivlosigkeit in Sicherheit gebracht haben. Dort stehen sie und bitten um Einlass. Um Hilfe. Zumindest die, die den Weg bis

zu uns geschafft haben. Viele von ihnen sind unterwegs gestorben. An den Grenzen Europas. Ertrunken im Mittelmeer. Kinder, Frauen, Männer. Über 20.000 in den letzten Jahren. Menschen aus Syrien, Afghanistan, Irak, Mali, Sudan, Eritrea und vielen anderen Ländern. Von den meisten haben wir niemals ein Bild gesehen. Das Bild des kleinen Ailan tot am türkischen Strand hat uns alle erschüttert. Seit Jahren passieren diese Dinge, aber jetzt endlich kommt so ein Bild auf die Titelseiten der Zeitungen, bewegt es die Menschen. Ein Bild. Aber es ändert nichts: Zehntausende irren gerade durch Europa, wir sehen die Bilder vom Balkan, von der Deutsch-Österreichischen Grenze, aus Slowenien, aus Serbien, der Winter droht, es fehlt am Nötigsten. Es frieren mitten in Europa: Kinder, Frauen, Männer. Es fürchten um ihr Leben mitten in Europa: Kinder, Frauen, Männer. Wir sehen die Bilder von den Politikern, die sich überfordert fühlen, die Verantwortung ablehnen, die kapitulieren, obwohl sie doch gerade jetzt gebraucht würden. Die sich in kleinkariertem, zynischen Parteiengezänk verlieren. Die Angst haben, weil die Umfragewerte für sie und ihresgleichen sinken. Deren einzige Antwort auf eine globale Krise: Grenzen dicht, das Androhen von Notwehr, Asylgesetze verschärfen, dass es den Menschen noch schwerer gemacht wird, hier bei uns Fuß zu fassen. Aber wir sehen auch all die vielen Helferinnen und Helfer, die tapferen Kommunalpolitiker, die Behördenmitarbeiter, die Polizisten, die Ärzte, die Sanitäter, die alles dafür tun, diese akute, humanitäre Managementaufgabe zu schultern. Ich werde manchmal wütend: Die selben Leute, die über Jahrzehnte versäumt haben, eine humane und an der Realität orientierte Migrations- und Grenzpolitik für Europa zu entwerfen, die immer nur schwadroniert haben, dass man Europa schützen müsse, anstatt zu akzeptieren, dass Migration kein Phänomen ist, das wieder vorbei geht, die selben Leute, die sich seit Jahrzehnten weigern, Deutschland als modernes, offenes Einwanderungsland zu gestalten, mit allem was dazu gehört, die selben

Leute, die sich seit Jahren nicht trauen, ihrer Bevölkerung zu vermitteln, dass unser Wohlstand nicht auf ewig allein unser Wohlstand bleiben kann, dass wir Mitverantwortung tragen für die Krisen und Konflikte auf dieser Welt, die selben Leute stellen sich jetzt hin und sagen, das Land sei überfordert. Ich fürchte, was sie meinen ist: sie selbst sind überfordert. Sie verstehen die Welt nicht mehr. Und ihre eigene Bevölkerung haben sie vielleicht falsch eingeschätzt. Wir können das in Bayern erleben, in München am Hauptbahnhof durfte ich selbst dabei sein: die Leute wollen helfen, wollen Ja sagen zu den Menschen, die hierher kommen, weil sie Schutz brauchen. Und bemerkenswert an der ganzen Sache und bisher viel zu selten erwähnt: Die Menschen, die geholfen haben, waren zum großen Teil selbst Migranten, Leute die erst kurz oder schon lange in Deutschland leben. Migranten und Nicht-Migranten haben gemeinsam dieses wunderbare Bild von den helfenden Deutschen kreiert. Ein neues WIR. Und wer kocht jetzt gerade in Slowenien Essen für die frierenden Kinder, wer verteilt Kleider an die Frauen an der österreichischen Grenze, wer klebt Pflaster auf zerschundene Füße. Es sind wieder genau diese Menschen, diese Freiwilligen, die angefangen haben, ihre eigenen Geschichte zu schreiben. An der Grenze zu Österreich stehen aber immer noch tausende Menschen und frieren, keiner weiß mehr, was zu tun ist, in München aber steht eine große Aufnahmeeinrichtung leer. Warum bringt man die Menschen da nicht einfach hin und stärkt das Engagement der Menschen, nimmt es ernst, nutzt die Strukturen, die über den Sommer entstanden sind? Wird da etwa Politik gemacht? Werden da mutwillig Bilder von Überforderung erzeugt, damit man sein politisches Süppchen kochen kann? Warum ruft man nicht ein nationales Programm aus zur Rettung der Menschen? Warum setzt man nicht Himmel und Hölle in Bewegung, um das Leid zu lindern? Welche Bilder könnte man in die Welt senden!? Nein, höre ich die Ängstlichen rufen, nein, nicht solche Bilder, das sehen ja die anderen

und fühlen sich ebenfalls eingeladen zu kommen. Deshalb nicht helfen? Welche Bilder will man denn produzieren? Welche Erzählung soll dabei am Ende herauskommen?

Wir wissen doch, dass die eigentliche Herausforderung erst beginnt, wenn die Menschen bei uns sind. Dann müssen wir unsere Arme offen halten, wir müssen teilen, wir müssen aufeinander zugehen, wir müssen uns als Gleiche begreifen, als die Nächsten. Das ist die einzige Chance, die wir haben. Wir wissen, dass es in Zukunft darum gehen wird, wie wir unser Zusammenleben in Deutschland gestalten wollen. Und wir wissen auch, dass es nichts bringen wird, auch im Inneren Grenzen zu errichten, die Menschen zu unterteilen in Gute und Schlechte, in Gewollte und Ungewollte, in Legale und Illegale. Jeder Einzelne ist ein Mensch. Und jeder Mensch hat das Recht auf eine würdige Behandlung. Egal, wo er herkommt, wie er heißt, welcher Religion er angehört, ob er eine Frau ist oder ein Mann. Ob er krank ist oder gesund. Und zu dieser würdigen Behandlung gehört auch, den Menschen eine Perspektive zu geben. Zu teilen, also Teilhabe zu ermöglichen. Da geht es um Bildung, Arbeit, Kultur, Sprache.

Seit vielen Jahren beschäftige ich mich in meiner Arbeit als Theatermacher und Autor mit der Frage, wie das eigentlich gehen kann in einer Gesellschaft zu leben, die von Einwanderung geprägt ist. Wie kann gleichberechtigtes, demokratisch gestaltetes Zusammenleben funktionieren, wenn es nicht mehr die **eine** Mehrheit, die **eine** Leitkultur, die **eine** Religion gibt. Wenn die Verhältnisse und damit auch die Bilder bunt geworden sind. In München leben seit ein paar Jahren zum ersten Mal mehr Nicht-Christen als Christen. Was bedeutet das für uns?

Gerade bei dem großen und allumfassenden Thema Migration, Einwanderung und Zusammenleben spielen Bilder und Erzählungen eine entscheidende Rolle. Welche Erzählungen setzen sich durch? Die guten, die

Erzählungen des Gelingens, der Offenheit, des Miteinanders, oder doch eher die schlechten, die Erzählungen des Scheiterns, der Angst, der Überforderung?

Ich möchte ihnen vier Geschichten erzählen, vier Bilder beschreiben, die für mich dem nahe kommen, was ich mir unter positiven Erzählungen vom christlichen Glauben, vom Miteinander Leben, vom Umgang mit Vielfalt vorstelle.

Meine Eltern sind mit mir, als ich ein ganz kleiner Junge war, in die Vulkaneifel gezogen. Wer die Eifel kennt, weiß was das bedeutet. Mein Vater wurde als Berufssoldat dorthin versetzt. Wir lebten in einem kleinen 900 Seelen Dorf und waren neben ein, zwei anderen Familien, die einzigen Protestanten. Das hatte zur Folge, dass ich über Jahre am Samstag mit meinen natürlicherweise katholischen Freunden in die katholische Vorabendmesse gegangen bin und am Sonntag mit meinen evangelischen Eltern in den einige Kilometer entfernten evangelischen Gottesdienst. Für beide Seiten war das kein Problem, ich glaube, alle haben das mit einem gewissen Schmunzeln zur Kenntnis genommen. Mir war jedoch immer klar, wo ich hingehöre, fand aber die klingende und duftende katholische Messe bis zur Pubertät wesentlich aufregender und abwechslungsreicher als den strengen evangelischen Gottesdienst am Sonntag. Als ich dann anfing, mich mehr für gesellschaftliche Themen zu interessieren, änderten sich die Vorlieben und ich tendierte eher zu dem wortreichen evangelischen Gottesdienst. Die Frage, wer es richtig macht, wer mehr oder bessere Wahrheit zu verkünden hatte, stellte sich nicht, jedenfalls nicht für mich als Kind. Ich habe das Ganze eher als Ergänzungsprogramm gesehen. Der damals schon etwas ältere evangelische Pfarrer, ein wie ich heute sagen würde, strenger Lutheraner und ehemaliger Militärseelsorger mit Hang zu

Disziplin, äußerlich wie intellektuell, war auch mein Religionslehrer in der Schule. Als ich in der Oberstufe, so mit 16, 17 anfing renitent zu werden und grundsätzlich alles in Frage stellte, was mir Erwachsene Autoritäten vorsezten, da reagierte dieser Pfarrer auf erstaunliche Art und Weise. Erstens lud er mich ein, in der Gemeinde regelmäßig den Kindergottesdienst zu gestalten – Zweifeln hat noch keinem geschadet, hat er immer gesagt, und als ich in die Phase eintrat, um es mal moderat auszudrücken, politisch eher links und religionskritisch zu argumentieren, da brachte er mir lauter Bücher mit in die Schule, die davon handelten, wie Christen auf der ganzen Welt, linke Befreiungslehren mit ihrem Glauben zusammen bringen, auch wenn er selbst damit gar nichts anfangen konnte. Das teilte er mir auch unmissverständlich mit. Kurz vor den Abiturprüfungen kam er dann zu mir und übergab mir ein Buch mit dem Titel „Jesus für Atheisten“, geschrieben von einem tschechoslowakischen Intellektuellen und Professor für Marxismus, Milan Machovec, einem der Vordenker des Prager Frühlings. Darin ging es um die sozialistische Lehre Jesu und die Vereinbarkeit des Christentums mit dem Marxismus. Streng argumentiert aus einer atheistischen Perspektive. Das sollte mein Thema für die Abiturprüfung im Fach Religion sein. Die intellektuelle und menschliche Offenheit dieses Pfarrers hat mich so beeindruckt und in den Bann gezogen, dass ich mich tatsächlich entschied, nach dem Abitur Theologie zu studieren. Diese Festigkeit im Glauben, meinen Zweifeln und Anfeindungen nicht mit Gegenwehr und Verteidigung oder gar Maßregelung zu begegnen, sondern mit Unterstützung, intellektueller Hilfestellung, Einlassung, das hat mich so sehr beeindruckt, dass ich dachte, da muss was dran sein an dieser Art Glauben. Wahrscheinlich konnte dieser Pfarrer nur so reagieren, weil er sich sicher war, so sicher, wie man sich mit seinem Glauben eben sein kann, aber vielleicht auch, weil er den Zweifel kannte und wusste, wo einen der Zweifel hin führen kann. Als ich dann

allerdings in Tübingen an der Uni mit lauter frommen und selig dreinschauenden Kommilitonen konfrontiert wurde, musste ich das Studium nach ein paar Semestern wieder aufgeben und mich der Literatur und Philosophie zuwenden. So gefestigt in meinem Zweifel war ich dann doch noch nicht. Was geblieben ist, das Bild dieses Pfarrers, die Erzählung davon, welche Großzügigkeit unser Glaube bereit halten kann.

Diese frühe Erfahrung von Offenheit, Respekt zu erleben, am eigenen Leibe gelernt zu haben, dass eine gewisse Gelassenheit weiter führt, als das starre Beharren auf den Dingen, die einem selbst am wichtigsten sind, hat dazu geführt, dass ich mich viel gelassener den Menschen nähern kann, die die Welt anders sehen, ihr Leben anders leben oder schlicht einen anderen Glauben haben. Weiß ich, was richtig ist? Wer weiß das? Die Antwort in diesem Gotteshaus dürfte klar sein. Niemand außer einem. Aber diese Weisheit übersteigt unser aller Weisheit und deshalb sind wir gut beraten, bescheiden umzugehen mit Wahrheitsansprüchen. Das war eine Erfahrung, die ich gemacht habe, als ich vor ein paar Jahren angefangen habe, für das Theaterprojekt URBAN PRAYERS in München zu recherchieren. Es ging darum, all die Religionsgemeinschaften kennenzulernen, die es in München gibt, die aber zumeist im Verborgenen bleiben. Durch die Migrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte finden wir in unseren Metropolen fast alle Religionen dieser Welt. Ich war in Moscheen aller Art und Ausprägung, hinduistischen und buddhistischen Tempeln, Synagogen, diversen Freikirchen, ich habe Pfingstler aus Nigeria, Adventisten aus Kroatien, Sikhs aus Indien und Bahai aus China und Israel kennengelernt. In den Gesprächen ging es immer um das Verhältnis der Gläubigen zu ihrem Land, zu ihrer Stadt, zu der Demokratie, die wir alle gemeinsam gestalten. Und schnell wurde klar: die Trennlinien verlaufen gar nicht in erster Linie zwischen den Gläubigen unterschiedlicher Religionen, sondern eher

zwischen den Ungläubigen und den Gläubigen. Die Gläubigen unter sich, egal welcher Religion, haben relativ viel Verständnis für die Mitglieder anderer Glaubensgemeinschaften aufgebracht, so mein Eindruck. Es sei denn sie kamen vom fundamentalistischen Rand, egal ob Christen, Muslime oder andere. Am Ende wurde aus der Recherche ein Theaterstück, das wir an sieben verschiedenen religiösen Orten in der Stadt aufgeführt haben. In einer Moschee, in der Synagoge, in einer evangelischen, katholischen und griechisch orthodoxen Kirche und in einem multireligiösen, heruntergekommenen Bürogebäude am Stadtrand, in dem indische Sikhs, irakische Schiiten, togolesische und afghanische Sunniten und Nigerianische Pfingstler auf verschiedenen Etagen ihre Gebetsräume, Moscheen und Tempel eingerichtet haben. Es trat auf: Der Chor der gläubigen Bürger. Drumherum gab es Begegnungen, Konzerte und gemeinsame Feste. Zum Abschluss haben wir dann alle ins Theater eingeladen, die Aufführung wurde dort noch einmal gezeigt und 40 Gläubige aller Religionen haben in einem neunstündigen Redenmarathon über das Thema Gerechtigkeit gesprochen. Weil gerade Ramadan war, haben wir das Theater kurzerhand in eine Moschee verwandelt und die muslimischen Gäste haben dort gemeinsam mit allen anderen gebetet, und anschließend gab es im Hof der Kammerspiele ein großes gemeinsames Mahl zum Fastenbrechen, die Tonabteilung des Theaters hat den Gebetsruf in die Nachbarschaft der übertragen und während der Gebetsruf im Rücken der Maximilianstraße erschallte, kam ein groß gewachsener bosnischer Muslim, der vor über zwanzig Jahren als Kriegsflüchtling nach Deutschland gekommen ist, mit Tränen in den Augen zu mir und sagte: "Jetzt lebe ich so lange in Deutschland, dass ich das noch erleben darf!" Und dann fragte er mich, warum ich das eigentlich alles mache und ich habe ihm geantwortet: „Weil ich dieses Bild von Offenheit und Gemeinschaft wunderbar finde. Weil ich mir wünschen würde, dass die Menschen noch mehr Freude daran

haben, den anderen in seiner Eigenart, mit seinem Glauben und seinen Gewohnheiten ernst zu nehmen, mehr noch, ihn zu befördern. Denn das scheint mir die beste Voraussetzung zu sein, um so etwas wie Zusammenhalt zu schaffen. Und das ist es, was wir in unserem Land brauchen.“ Das ist Teil meines Glaubens. Meines christlichen Glaubens. Dieses Wissen: Ich habe nur eine einzige Chance im Umgang mit meinen Mitmenschen. Ich muss sie ernst nehmen und ihnen dabei helfen, sich zu entfalten. Was ich dann ernte ist in den meisten Fällen: Respekt, Vertrauen und Lust auf eine gemeinsame Zukunft. Für ein anderes Projekt, bei dem es genau um die Gestaltung dieser Zukunft gehen sollte, bin ich in einem Hamburger Stadtteil namens Veddel gelandet. Auf der Veddel kann man nicht nur die aktuelle Realität der multikulturellen Stadt erleben. Wer auf die Veddel schaut, schaut in unsere Zukunft: Begriffe wie Mehrheitsgesellschaft oder Leitkultur verlieren dort ganz zwangsläufig ihre Relevanz. Einwanderer aus über 60 verschiedenen Ländern leben in diesem Stadtteil. Es geht täglich um die Organisation von Diversität. Um ein gelingendes Zusammenleben. Seit Generationen leben auf der Elbinsel Einwanderer verschiedenster Herkunft und prägen den Stadtteil kulturell, religiös, politisch und sozial. Trotzdem: Die Veddel dient vor allem den traditionell bürgerlichen Medien immer wieder als Anschauungsmaterial vermeintlich bedrohlicher Parallelgesellschaften, was der Selbstwahrnehmung der Bewohner überhaupt nicht entspricht. Ein sichtbares Zeichen für die veränderte Stadtgesellschaft ist die evangelische Immanuel Kirche auf der Veddel. Ein Gebäude, das früher das Zentrum einer christlich geprägten Gesellschaft markierte. Heute ist die evangelische Gemeinde so klein geworden, dass es so gut wie gar kein Gemeindeleben mehr gibt. Als wir zu Beginn unserer Recherche an der Tür des Pfarrhauses klingelten, öffnete uns ein etwa 50jähriger, jugendlich wirkender Pastor die Tür und bat uns einladend in sein Haus. Und er erzählte uns davon, dass es

kaum noch evangelische Christen gebe, dass der Gottesdienst eher einer Selbsthilfegruppe alter und bedürftiger Menschen gleiche, dass er aber begonnen habe, die Türen der Kirche zu öffnen. Für den Stadtteil. Für Musiker, für Jugendliche, die ihre Fahrräder reparieren, für Tischtennispieler, für Kinoliebhaber, für alle, die einen Raum brauchen, sich zu versammeln. Denn dieser Raum fehlte bisher in diesem Stadtteil. Ein Raum für alle. Egal, ob sie Christen oder Muslime oder gar nichts sind. Und dann erzählte er uns, wo er selbst herkam: Aus Halle an der Saale. Als junger Mann geprägt von einer Kirche, die ebenfalls ihre Räume öffnete, für Begegnung und Protest, geprägt von einer Kirche, die mitten in der DDR Diktatur Raum für Veränderung geschaffen hat.

Das war also der Traum des letzten Pastors auf der Veddel. Er und die neue Diakonin wollten den Kirchenraum wieder möglichst vielen Menschen des Stadtteils zur Verfügung stellen. Egal, welcher Herkunft oder Religion sie sind. Sie wollten die Kirche zu einem Ort der Begegnung und kulturellen Vielfalt werden lassen. Ein immenser, an den Kern der religiösen und kulturellen Überlieferung gehender Lernprozess. Wir als Theatermacher haben gesagt: Da wollen wir mithelfen. Wir wollen diesen Prozess der Neuinterpretation, Öffnung und Vernetzung mit gestalten. Und so wurde die Immanuel Kirche zum Zentrum von NEW HAMBURG, so hieß unser Projekt schlussendlich. Wir haben dann in einem fast dreijährigen Prozess versucht mit den Bewohnern der Veddel ein Stadttheater im wörtlichen Sinne zu kreieren, und zwar in der Kirche: politische, soziale, religiöse und künstlerische Entwürfe für die Ankunftsstadt der Zukunft wurden auf verschiedenen Ebenen entwickelt und präsentiert. Und zwar von den Menschen, die es betrifft. Sowohl die Beteiligten Institutionen Kirche und Theater als auch die Bewohner haben so die Chance, einen neuen Begriff von sich selbst zu entwickeln. Die Soziologen nennen das: Doing Identity.

Bei diesem Projekt wurde ein Kirchenraum, der nach wie vor ein Kirchenraum ist, zum Labor für Begegnung und Teilhabe. Zugleich eine Bühne, auf der versucht wird, gemeinsam eine neue Erzählung davon zu kreieren, wie wir uns heute, morgen und übermorgen als Einwanderungsgesellschaft begreifen wollen. Entstanden sind Theateraufführungen, Installationen, Akademien, Gottesdienste, Partys, Konzerte, Vernetzungsprojekte mit einer Flüchtlingsunterkunft, ein Café wurde gegründet, eine offene Koranschule. Die Ausdrucksformen der Bewohner waren ziemlich beeindruckend und vielfältig – und das Ganze geht weiter. Es gibt nun ein NEW HAMBURG Programm-Komitee bestehend aus Bewohnern, beteiligten Künstlern, Kirchen- und Moscheevertreterinnen.

Die öffentlichen Reaktionen auf diese Arbeit waren, besonders für die beteiligten Institutionen, sehr interessant. Das Theater wurde gefragt: Ist das denn überhaupt noch Theater, was ihr da macht? Ist das nicht Religion? Sozialarbeit? Politik? Und die Kirche wurde gefragt: Ist das denn noch Kirche? Ist das Religion? Seid ihr jetzt eine Moschee? Oder ein Theater? Und alle konnten sagen: Ja, das ist Theater, aber auch Religion, Sozialarbeit, Politik und die Kirche konnte sagen: Ja, das ist Kirche, aber auch Theater, Politik und Sozialarbeit und was beide sagen konnten: Wir sorgen für Begegnung. Für Offenheit. Für ein neues Miteinander. Und die Kirche konnte sagen: Das ist der Versuch einer Antwort auf eine Gesellschaft, die sich verändert hat. Wir als Christen sind mancherorts zur Minderheit geworden. Was bedeutet das für uns? Heißt das, dass wir uns verschanzen und ängstlich darauf warten, dass es uns irgendwann gar nicht mehr gibt oder heißt das, dass wir die Situation annehmen und selbst zum Motor dieser neuen, vielfältigen Gesellschaft werden? Eine der zentralen Aufführungen, die wir mit den BewohnerInnen des Stadtteils und

Schauspielern des Deutschen Schauspielhauses auf die Beine gestellt haben, war am Ende eine multireligiöse Feier, bei der genau diese neue Gemeinschaft beschworen wurde. Mitgemacht haben der evangelische Pastor, Mitglieder der muslimischen Gemeinde, Gläubige Pfingstler, Alewiten, Atheisten, eine Japanerin, ein Schwede, Menschen aus aller Herren Länder, die dort auf der Veddel ihr neues Zuhause gefunden haben. „Wir sind die neue Stadt“, war der Slogan. „Wir sind viele. Wir sind viele Verschiedene.“ Bei den Proben zu der Aufführung dieses Stückes, das den Titel „Die Insel“ trug, gab es einen bemerkenswerten Moment: Ein junger, frommer Muslim, der in seiner Moscheegemeinde die Kinder im Koran unterrichtet und gleichzeitig im ansässigen Fußballverein als Fußballtrainer aktiv ist, kam eines Morgens aus dem Kostümfundus und hatte sich eine Perücke mit jüdischen Schläfenlocken aufgesetzt. Unter dem Arm trug er seinen geliebten Koran. So ging er barfuß auf die Kanzel in der Immanuel Kirche, in der längst keine Bänke mehr standen, sondern ein schöner blauer Teppich ausgelegt war, er schlug den Koran auf und las, verkleidet als orthodoxer Jude, auf Deutsch seine Lieblingsverse aus dem Koran vor. Alle waren still und schauten gebannt zu ihm nach oben. Als er fertig war, blickte er verschmitzt in die Runde und lächelte. Die Anwesenden Kollegen applaudierten ihm und lachten ebenfalls. Dieser spontane Moment fand Einzug in die Aufführung in der Kirche und jeden Abend gab es erleichterten Applaus. Dieser Moment steht für mich für einen neuen, wunderbaren Umgang mit religiöser Vielfalt. Humorvoll, liebevoll, leicht, respektvoll. Neben dieser Aufführung gab es einen zweiten, bemerkenswerten multireligiösen Moment in der Immanuel Kirche auf der Veddel. Womit wir wieder bei den Bildern wären und den Erzählungen, die wir so dringend brauchen. Wir haben für den Zeitraum des NEW HAMBURG FESTIVALS gemeinsam mit der Kirchengemeinde und der ansässigen, durchaus konservativen muslimischen Gemeinde eine offene

Koranschule für Muslime und Nicht-Muslime gegründet, die im wöchentlichen Wechsel mal in der Kirche und mal in der Moschee stattfand. An einem Nachmittag saßen wir mit etwa zwanzig interessierten Menschen vor dem Altarraum der Immanuel Kirche auf Papphockern und lauschten dem Vortrag eines muslimischen Gelehrten, der über das Familienbild im Koran sprach. Im Hintergrund eine Filmleinwand, die vor dem Altarraum hing. In der Apsis dahinter ein riesiges Bild von Jesus Christus, der die Arme weit öffnet und alle einlädt. Während des Vortrags erhob sich einer der muslimischen Männer, nahm seinen Gebetsteppich und ging hinter die Filmleinwand, neben den Altar und verrichtetet dort wie selbstverständlich sein Gebet. Anwesend war eine Fotografin des GEO Magazins, die gerade eine Reportage über unser Projekt vorbereitete. Neue Religiöse Orte in Europa war ihr Thema. Dieses Bild des betenden Muslim im Altarraum einer evangelisch christlichen Kirche ließ sie sich natürlich nicht nehmen. Entstanden ist eine Fotografie von einem betenden Muslim im Altarraum einer christlichen Kirche unter den schützenden, weit ausgestreckten Armen eines großen Jesusbildes. Im Ganzen ein Bild, das genau davon erzählt, was Bilder und Geschichten brauchen: Interpretation, Auslegung. Wenn man das Bild sieht, ohne Kontext, ohne Wissen darum, was da gerade vor sich geht, dann könnte man denken: Oh je, jetzt besetzen die Muslime die Kirchen. Wenn man aber weiß, dass wir vorher mit dem Imam und den Gemeindevorständen darüber gesprochen haben, dass es kein Problem darstellt für einen gläubigen Moslem, in einer Kirche zu beten, dass es vielmehr schade ist, dass einige, eher unwissende, oft jugendliche Gemeindemitglieder Scheu haben, eine Kirche überhaupt zu betreten, mit diesem Wissen und dem Wissen um das ganze Projekt, wird dieses Bild zu einem Zeugnis für Offenheit, Vertrauen und Festigkeit im Glauben. Von beiden Seiten. Wenn man dann auch noch weiß, dass die muslimische Gemeinde auf der Veddel, angefangen hat Unterschriften zu sammeln, um

die Kirchenleitung davon zu überzeugen, die Pastorenstelle dort nicht zu streichen sei, - „Gerade weil wir hier so viele Muslime sind, brauchen wir doch einen Pastor!“ - dann ist man endgültig begeistert und freut sich darüber, dass es in unserer real existierenden Welt, Orte gibt, an denen das alltägliche Zusammenleben der Menschen lehrt, dass es besser ist, aufeinander zu achten, als sich achtlos zu bekriegen. Und so komme ich auch zu meinem letzten Bild, zu meiner letzten Erzählung und damit lande ich wieder bei den Menschen, die gerade auf der Flucht sind oder die schon bei uns angekommen sind mit all ihren Geschichten und Hoffnungen und Wünschen. Im Rahmen unseres Projekts MUNICH WELCOME THEATRE, bei dem es darum geht, das Stadttheater Münchner Kammerspiele langfristig für die Themen Flucht, Ankunft und Asyl zu öffnen und zwar auf allen Ebenen des Betriebs, im Handwerk, in der Kunst, in der Verwaltung, strukturell wie ästhetisch, haben wir zum Auftakt vor vierzehn Tagen einen großen Kongress in allen Räumen der Münchner Kammerspiele veranstaltet, den OPEN BORDER KONGRESS. Drei Tage lang waren internationale und lokale Initiativen, Künstler, Wissenschaftler und Zuschauer zu Gast, um über die Zukunft der Einwanderungsgesellschaft und der europäischen Grenzpolitik zu debattieren. Im Vorfeld dieses Kongresses haben wir versucht, christliche und muslimische Gemeinden einzuladen, die verstärkt mit geflohenen Menschen zu tun haben. Gerade die Heimatgemeinden der Ankommenden sind oft die ersten Anlaufstellen für Menschen aus Eritrea, Somalia, Syrien, Irak und anderswo. Sowohl für Muslime wie für Christen. Wir hatten die Ahnung, dass es gut sein könnte, diese Menschen zusammen zu bringen, sie zu vernetzen, ihnen vielleicht dabei zu helfen, sich gegenseitig zu unterstützen, denn aus jeweils einzelnen Kontakten wussten wir, dass gerade die eher armen Gemeinden, wie die eritreischen Christen oder die somalischen Muslime große Probleme haben, wenn es darum geht, geeignete Räume zu finden oder

Hilfe bei der Betreuung auf der Flucht traumatisierter Menschen. Nachdem sich ein Vorbereitungskomitee gefunden hatte, das aus Vertreterinnen verschiedener muslimischer und christlicher Gemeinden bestand, wurde schnell klar, dass die Konflikte, die die Menschen aus ihrer Heimat nach Europa treiben, hier nicht aufhören. Die Vertreter der orientalischen Christen aus Syrien und dem Irak berichteten von Auseinandersetzungen ihrer Leute in den Flüchtlingsunterkünften mit muslimischen Mitbewohnern, die VertreterInnen der muslimischen Gemeinden erzählten ihrerseits von der Schwierigkeit der Religionsausübung in Erstaufnahmeeinrichtungen und so weiter. Was sich aber zeigte: Es ist ein Dialog entstanden. Alle waren sich in einem einig: Wir müssen die friedliche Situation hier in Deutschland schützen, wir müssen den demokratischen Raum zum Austausch nutzen und sagen: Hier ist Frieden. Und es ist unser Frieden. Und so wurde beschlossen im Rahmen des OPEN BORDER KONGRESS die erste Münchner Refugee Friedenstafel der Religionen zu stiften. Und so ist es auch geschehen. Am dritten Kongresstag haben sich die Gemeinden zu einem gemeinsamen Essen versammelt, es wurden Tischreden zu den spirituellen und pragmatischen Grundlagen der Arbeit mit geflohenen Menschen gehalten, es wurden Hilfesuche vorgetragen, es wurde sich miteinander bekannt gemacht und ganz von selbst sind neue Initiativen und Bündnisse entstanden, die die Stadtgesellschaft wieder ein klein wenig wärmer, offener und vertrauter machen könnten. Auch hier bei dieser Initiative, wie bei den URBAN PRAYERS und bei der Öffnung der Immanuel Kirche im Hamburger Stadtteil Veddel waren es evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer, die maßgeblich und als treibende Kräfte an diesen Versuchen der Öffnung beteiligt waren. Zeugen ihres Glaubens, die ihren Glauben nicht gegen einen anderen Glauben in Stellung bringen müssen, sondern, die aus ihrem Glauben heraus eine Vorstellung von Vielfalt und Offenheit entwickelt haben, die es ihnen ermöglicht, mit den

Entwicklungen unserer globalisierten Welt Schritt zu halten. Ohne ihre Identität als evangelische Christen dabei aufzugeben. Im Gegenteil, die es als Kern ihres Christseins begreifen, offen zu sein, Respekt zu zeigen und mit zu tun an einer friedlichen, multikulturellen und vor allem multireligiösen Gesellschaft. Denn die müssen wir akzeptieren. Nur dann kann uns gelingen, was uns als Aufgabe bevorsteht: Die Gestaltung unseres Landes als ein Einwanderungsland. Dafür brauchen wir Bilder, die unsere Herzen öffnen und Erzählungen, an die wir glauben möchten. Herzlichen Dank.

Es gilt das gesprochene Wort.